

Jürgen Osterhammel

Europamodelle und imperiale Kontexte

Wer der Vorstellung, der Nationalstaat sei «the skin that contains the experience of the past»,¹ ihre Selbstverständlichkeit nehmen möchte, muß Alternativen zu einer Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung im Rahmen von Nationalstaat, Nationalgesellschaft und Nationalkultur vorschlagen. An solchen Vorschlägen mangelt es nicht. Sie gehen, grob unterschieden, in drei Richtungen: erweiterte Nationalgeschichte, Europäische Geschichte, Weltgeschichte.

Erstens läßt sich an eine «Erweiterung» des nationalhistorischen Grundschemas denken: durch Berücksichtigung «transnationaler» Bezüge, durch Überbrückung der Kluft zwischen sozialgeschichtlichen und «außenpolitischen» Ansätzen, durch Vergleiche zwischen zwei, drei, in seltenen Fällen sogar einer größeren Anzahl von nationalen Einheiten. So entsteht im Idealfall eine eingebettete Nationalgeschichte.

Zweitens wird die Forderung nach *europäischer* Geschichte erhoben. Damit ist an mehr gedacht als an eine bloße Addition von nationalen Narrativen. Subjekt solcher Geschichtsschreibung ist zumeist Europa, wie es sich in seinen Völkern und Nationen ausgeprägt hat. Was aber ist «Europa»? Stärker als bei der Nationalgeschichte stellt sich das Problem von Zugehörigkeit und Ausschluß. Für viele Historiker bedeutet «Europäische Geschichte» das vergangene Geschehen in einem Raum, den die Geographen aufgrund physikalischer Beobachtungen seit dem späten 18. Jahrhundert als «Europa» definiert haben, einem Raum, der durch Küsten umgrenzt und im Osten durch den Landriegel des Uralgebirges abgeschlossen wird. Alle Diskussionen darüber, ob Rußland zu Europa gehöre oder nicht, sind unter solchen geographischen Voraussetzungen müßig. Ebenso zweifelsfrei ist, daß sich die osmanisch-türkische Geschichte mehrere Jahrhunderte lang zu erheblichen Teilen in Europa abgespielt hat («Turquie en Europe»); um die Mitte des 19. Jahrhunderts «lagen die reichsten und entwickeltsten Teile des

¹ P. Duara, «Transnationalism and the Challenge to National Histories», in: *Rethinking American*

History in a Global Age. Hg. T. Bender, Berkeley/Calif. 2002, 25–46, hier 25.

Osmanischen Reiches in Europa».² Eine Geschichtsdarstellung, die einen objektiv-geographischen Europabegriff zugrunde legt, wird daher das Osmanische Reich nicht ignorieren können. Anders sehen es diejenigen, für die Europa «une notion à frontières territoriales floues et à frontières historiques changeantes» ist.³ Sofern man sich nicht über den veränderlichen Umriß Europas Gedanken macht, wird dann meist ein vage kulturell begründetes Europaverständnis vorausgesetzt, «das zumeist den Raum östlich der polnischen Ostgrenze, die Türkei und den Maghreb ausschließt».⁴ Beide Europabegriffe, der raumorientierte wie der identitätsorientierte, werden selten durch einen Blick von außen auf Europa ergänzend begründet.⁵ Sie sind «Wir»-Begriffe, von innen heraus konstruiert, gewissermaßen alteritätslos. Ob Europas Außengrenzen als objektiv gegeben und daher langfristig stabil oder als kulturell konstruiert und daher als veränderlich betrachtet werden – was auf der anderen Seite liegt, bleibt außerhalb des Lichtkegels historischer Aufmerksamkeit. Diese Einstellung soll «internalistisch» genannt werden.

Drittens ist es eine triviale Tatsache, daß europäische Geschichte oft «europazentrisch» geschrieben werden muß. Wer solchen Europa- oder Eurozentrismus für sachfern, intellektuell unbefriedigend oder politisch bedenklich hält, wird Weltgeschichte oder Globalgeschichte empfehlen. Darüber, was dies sei, beginnt sich allmählich Klarheit herauszubilden.⁶ Man ist sich weitgehend darin einig, daß Weltgeschichte nicht die Geschichte «von allem» sein kann, und von der «Menschheit» als Subjekt einer solchen Geschichtssicht zu sprechen läßt sich bestenfalls bevölkerungs- und umweltgeschichtlich rechtfertigen. «Globalgeschichte» wird in der Regel als die Geschichte großräumiger Beziehungen aufgefaßt. Diese Beziehungen könne auch zwischen kleinen Einheiten bestehen, zwischen Nationen, aber auch zwischen Regionen und sogar, vor allem migrationsgeschichtlich faßbar, zwischen lokalen Punkten in weit voneinander entfernten Teilen der Welt. Man benötigt also keinen vorgängigen Begriff von kontinentalen Makrogeschichten, darunter derjenigen Europas, um zu einer globalen Perspektive zu gelangen. Globalgeschichte kann eine unmittelbare Alternative zur Nationalgeschichte sein, ohne daß es unbedingt der Zwischenlage der Kontinentalgeschichte bedarf.

2 J. Fisch, *Europa zwischen Wachstum und Gleichheit 1850–1914*, Stuttgart 2002, 228.

3 E. Morin, *Penser l'Europe*, éd. revue et complétée, Paris 1990, 76.

4 W. Schmale, «Europäische Geschichte schreiben ...» in: *Comparativ*, H. 4 (1993), 40–48, hier 41.

5 So die Forderung bei H.-G. Haupt, «Erfahrungen mit Europa. Ansätze zu einer Geschichte Euro-

pas im langen 19. Jahrhundert», in: *Europäische Geschichte als historiographisches Problem*. Hg. H. Duchhardt und A. Kunz, Mainz 1997, 87–103, hier 89–90.

6 Ein gutes Kompendium, das allerdings wenig außerhalb der englischsprachigen Literatur zur Kenntnis nimmt, ist P. Manning, *Navigating World History: Historians Create a Global Past*, New York 2003.

1. Internalistische Geschichtsschreibung

Auch wenn ein Zwiebelchalenmodell der Untersuchungseinheiten – vom Haushalt hinauf zum Planeten – viel zu schematisch wäre, spielt es in den Orientierungsdiskussionen der Historiker eine unterschwellige Rolle. Man hört die Ansicht, Europäische Geschichte sei «seit 1989», also unter dem Vorzeichen der Integration des Kontinents durch Freizügigkeit und Institutionenbildung sowie neuer Herausforderungen durch die «grüne Gefahr» eines militanten Islam, das Gebot der Stunde. Welt- oder Globalgeschichte möge zurückstehen, bis ein klareres Bild von der Geschichte des eigenen Kontinents und der eigenen Zivilisation gewonnen sei. Da man nicht alles gleichzeitig unternehmen könne, müsse die Priorität bei der Überwindung nationalhistorischer Routine zunächst auf der Geschichte Europas liegen. Später könne man dann zur Globalgeschichte kommen.

Damit wiederholen sich allerdings die logischen und praktischen Probleme der Nationalgeschichtsschreibung auf höherer Ebene – mit einer vermehrten Zahl historischer Akteure, im größeren Raum und auf einem anspruchsvolleren Generalisierungsniveau. Solange eine Geschichte Europas als autark gedacht wird, reproduziert sich die Denkform der eingeschlossenen Vergangenheit, der Geschichte im Gehäuse. Die «Haut», in der die historische Erfahrung steckt, trägt jetzt einen anderen Namen. «Transnationalität» wird nun in das historiographische Gehäuse *hineingenommen*. Insofern kommt diese Sichtweise den Forderungen nach Überwindung von Nationalstaatszentrierung konzeptionell ein Stück weit entgegen. Doch sie beschwört Transnationalität *ohne* «Transkulturalität», ohne ein Augenmerk auf Beziehungen über die Grenzen von «Zivilisationen» hinweg.

Auch Konzeptionen von europäischer Geschichte, die strikt internalistisch angelegt sind und das Zusammen- und Widerspiel endogener Kräfte bei der Herausbildung einer gesamteuropäischen historischen Erfahrung in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen, können die Beziehungen Europas zur übrigen Welt nicht völlig übersehen. Diese Beziehungen werden jedoch als akzidentiell betrachtet. Sie sind ein notwendiges Übel der Darstellung, kein integrierender Bestandteil einer Vision von europäischer Geschichte. Es bliebe in vielen Fällen für den Duktus der Darstellung folgenlos, ließe man diese nur von Vollständigkeitsverpflichtungen erheischten Abschnitte fort. «Europe and the Rest of the World» heißt ein solches typisches Kapitel in einer von Timothy Blanning herausgegebenen Geschichte Europas im 18. Jahrhundert.⁷ Geschichten des 19. Jahrhunderts enden mit angehängten Abschnitten über «La colonisation et les impérialismes européens»,⁸ oder sie schieben, wie Robert Gildeas vorzüglicher Band in der *Short*

⁷ P. J. Marshall, «Europe and the Rest of the World», in: *The Eighteenth Century: Europe 1688–1815*. Hg. T. C. W. Blanning, Oxford 2000, 218–246.

⁸ J.-C. Caron/M. Vernus, *L'Europe au XIX^e siècle: Des nations aux nationalismes 1815–1914*, Paris 1996, 399–432.

Oxford History of the Modern World, eine knappe Zwischenbetrachtung über «The Race for Empire» ein, die sich weitgehend auf die Bedeutung vom Imperialismus und Chauvinismus für das europäische Bewußtsein um 1900 beschränkt.⁹ Häufig verlieren langfristig angelegte Geschichten Europas nach den unvermeidlichen Bemerkungen über «die großen Entdeckungen» alsbald das Interesse am Rest der Welt und kommen erst wieder in der Zeit des Hochimperialismus, als sich Burenkrieg und Boxeraufstand nun wirklich nicht übersehen lassen, flüchtig darauf zurück. «La mainmise sur le monde» heißt das auf fünf Seiten in einem weit verbreiteten französischen Taschenbuch.¹⁰ In Norman Davies' voluminöser Gesamtgeschichte Europas, im Textteil mehr als 1100 Seiten stark, ist gerade einmal Platz für fünf Seiten über den Imperialismus vor 1914 und zweieinhalb Seiten über Dekolonisation.¹¹ Michael Salewski bringt das Kunststück fertig, in einer ebenso stattlichen Geschichte Europas die Namen Hernan Cortéz, James Cook, George Washington, Thomas Jefferson, Simon Bolívar, Abraham Lincoln, Gandhi und Jamal Abd-el Nasser nicht zu nennen – so als hätte nicht jeder dieser Männer mehr Einfluß auf das Gesamtschicksal Europas gehabt als die zahlreichen liebevoll geschilderten mittelalterlichen Fürsten.¹² John Merrimans noch detailliertere Geschichte Europas seit der Renaissance spricht von wirtschaftlicher «Expansion», ohne die Entstehung der Weltwirtschaft zu analysieren. Der frühneuzeitliche Kolonialismus findet nicht statt, der atlantische Sklavenhandel wird flüchtig gestreift; dann taucht im späten 19. Jahrhundert unvermittelt ein – ziemlich kompetent behandeltes – «age of European imperialism» auf, später wird das Unvermeidliche zur Dekolonisation (Gandhi, Suezkrise, Dien Bien Phu) gesagt, aber kein Bezug zur inneren Entwicklung Europas hergestellt.¹³ Bei Hagen Schulze, der die letzten 250 Jahre der Geschichte Europas auf 500 Seiten abhandelt, erfährt man, daß der Siebenjährige Krieg der «erste Weltkrieg der Geschichte» gewesen sei und hört dann für anderthalb Jahrhunderte gar nichts über den Rest des Globus, bis einige knappe und lieblose Bemerkungen über das Britische Empire fallen. Daß die europäische Kolonialherrschaft erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ihre größte Ausdehnung erreichte, bleibt unerwähnt; die gesamte Dekolonisation schnurrt auf vier Seiten zusammen.¹⁴ Mark Mazowers zu Recht vielgerühmte Geschichte Europas in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kennt die Stichwörter «Indien» und «Algerien» nicht und widmet Mussolinis Imperialpolitik nur wenige Sätze.¹⁵ Sie schweigt fast ganz zur Präsenz islamischer Popula-

9 R. Gildea, *Barricades and Borders: Europe 1800–1914*, Oxford 1996, 326–343.

10 J. Carpentier / F. Lebrun (Hg.), *Histoire de l'Europe*, Paris 1990, 384–389.

11 N. Davies, *Europe: A History*, Oxford 1996, 848–853, 1068–1070.

12 M. Salewski, *Geschichte Europas. Staaten und Nationen von der Antike bis zur Gegenwart*, München 2000.

13 J. Merriman, *A History of Modern Europe: From the Renaissance to the Present*, New York/London 1996, 959–1002, 1313–1326.

14 H. Schulze, *Phönix Europa. Die Moderne. Von 1740 bis heute*, Berlin 1998, 90, 92, 282–286, 450–453.

15 M. Mazower, *Dark Continent: Europe's Twentieth Century*, New York 1998, 72.

tionen in Europa – und dies bei einem Autor, der an anderer Stelle und für eine frühere Epoche gerade darüber eindrücklich geschrieben hat.¹⁶ Der Leser von Gunther Mais Gesamtdarstellung europäischer Geschichte zwischen den Weltkriegen erfährt in einem einzigen Absatz von Großbritanniens «Blick [...] auf seine imperiale Stellung», ahnt aber nichts davon, daß die britische und die französische (man darf ergänzen: auch die niederländische) Gesellschaft jener Jahre, wie Christophe Charle ausführlich dargelegt hat, «sociétés impériales» waren.¹⁷

Gewiß, es gibt Ausnahmen. Sergio Romanos schlanke und pointierte Geschichte Europas seit 1789 läßt die Weltläufigkeit eines gelehrten Diplomaten erkennen.¹⁸ Gordon A. Craig wirft öfter als viele andere Historiker kurze Seitenblicke auf die Kolonialreiche, allerdings allein mit ereignisgeschichtlichem Interesse.¹⁹ John M. Roberts, dem eine der wenigen tatsächlich global angelegten, dabei nicht pointillistisch zerbröselnden Weltgeschichten des 20. Jahrhunderts gelungen ist, vermeidet in seiner Geschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart stets den Eindruck, der Rest der Erde sei unbewohnt gewesen.²⁰ Pieter Rietbergen sieht immerhin das Problem, daß die kulturelle Symbiose von Europa und (Nord)-Amerika es von einem bestimmten Zeitpunkt an – er meint, seit dem späten 19. Jahrhundert – zwingend macht, die europäische Geschichte als Teil derjenigen der «Western world» zu begreifen.²¹ Jörg Fisch findet in seinem Band über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts innerhalb von Peter Blickles «Handbuch der Geschichte Europas» zwar wegen des Reihenformats nur wenig Platz für eine – meisterhafte – Skizze von Europas Weltstellung in dieser Periode, hat aber in seinen ländehistorischen Kapiteln stets die imperial-überseeische Dimension einzelner Nationalgeschichten im Blick. Keine andere Epochensynthese hat bisher eine ähnliche unterschwellige «Transnationalität» erreicht.²² Solche Ausnahmen fallen jedoch gegen die internalistische Orthodoxie wenig ins Gewicht. Unter Europa-historikern bleibt es üblich, den angeblich bedeutendsten Kontinent von allen zu behandeln, als gehe der Rest der Welt dessen Bewohner nichts an.

Um dies zu ändern, bedarf es keiner Appelle an ein heute so gern beschworenes Bewußtsein von Globalität. Es gibt seit langem wissenschaftliche Grundlagen

16 M. Mazower, *Der Balkan*, dt. v. E. Willems, Berlin 2002, 95–135.

17 G. Mai, *Europa 1918–1939. Mentalitäten, Lebensweisen, Politik zwischen den Weltkriegen*, Stuttgart 2001, 240; C. Charle, *La crise des sociétés impériales: Allemagne, France, Grande-Bretagne (1900–1940)*, Paris 2001. Ob Charles Analysen das Imperiale hinreichend herausarbeiten, ist eine andere Frage; z. B. sagt er wenig über Rückwirkungen auf die Metropolen.

18 S. Romano, *An Outline of European History from 1789 to 1989*, New York/London 1999.

19 G. A. Craig, *Geschichte Europas 1815–1980. Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart*, dt. v. M. Hopmann, München 1989.

20 J. M. Roberts, *Twentieth Century: The History of the World, 1901 to 2000*, New York 1999; ders., *A History of Europe*, Harmondsworth 1996.

21 P. Rietbergen, *Europe: A Cultural History*, London/New York 1998, 384–385.

22 Fisch, *Europa*, vor allem 327–346.

für eine besser eingebettete Idee von europäischer Geschichte. Diese Grundlagen finden sich in jenen Teilgebieten der Historie, die sich mit europäischer Expansion, Imperialismus, Kolonialismus sowie mit der Geschichte einer großen Vielzahl «außereuropäischer» Völker und Zivilisationen beschäftigen. Diese Teilgebiete gediehen selbst in Ländern mit einer langen und folgenreichen kolonialen Vergangenheit allenfalls in Nischen. Nach der Dekolonisation schien das Erbe von Imperien eher Last und Peinlichkeit zu sein. Erst in den 1980er Jahren haben zwei Entwicklungen dem Thema wissenschaftlichen Auftrieb und öffentlichen Rückenwind verliehen: zum einen das Aufkommen von «postcolonial studies» aus akuten Problemlagen multi-ethnischer Gesellschaften und aus der inneren Dynamik akademischer Themenerschließung vor allem in den USA, zum anderen die Erkenntnis, daß die Suche nach historischen Wurzeln heutiger Globalisierung zu den großräumigen Transaktionsnetzen zurückführt, die bereits in der frühen Neuzeit entstanden. Noch später trat ein dritter Faktor hinzu: ein neues Interesse an Imperien, ausgelöst zunächst durch den Zusammenbruch der sowjetischen Herrschaftssphäre, dann zusätzlich durch die Offenherzigkeit, mit der die Regierung der USA eine schon lange bestehende globale Interessensicherung in der Sprache eines geradezu klassischen Imperialismus neu und zugespitzt formulierte. Es lag deshalb nahe, die Gunst der Stunde zu einem Ausbruch aus dem Reservat der «Kolonial- und Überseegeschichte» zu nutzen und «imperial history» zum Königsweg bei der historischen Deutung der gegenwärtigen Weltlage zu erklären. Von hier aus war es dann nicht weit zur «global history». Vor allem britische Historiker haben diesen Schritt beherzt getan.²³

Die folgende Argumentation versucht, dieses Ausbruchsmanöver für einen Teil des Weges mitzuvollziehen – allerdings nicht bis zum Endpunkt einer voll entfalteten «global history», wie es jüngst in C. A. Baylys Geschichte des 19. Jahrhunderts geschehen ist.²⁴ Die Kernfrage lautet: Wie kann eine Geschichte Europas in der späten Neuzeit, also etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, aussehen, die von Europa aus gedacht, also (was eine Trivialität ist) «eurozentrisch» ausgerichtet wird, ohne in die Falle von Insularität und übertriebener Selbstreferentialität zu tappen? Die wichtigste Antwort wird lauten: Man sollte die Kategorie des Imperialen auffrischen und bei der Untersuchung der europäischen Geschichte, so weit wie möglich und sinnvoll, die Aufmerksamkeit auf deren imperiale Kontexte richten. Bevor dies erläutert wird, ist es nötig, nochmals auf die Europageschichtsschreibung zurückzukommen.

23 An erster Stelle sind hier Anthony Hopkins und Chris Bayly zu nennen. Vgl. A. G. Hopkins, «Back to the Future: From National History to Imperial History», in: *Past & Present* 164 (1999), 198–243; ders., «The History of Globalization – and the Globalization of History?» in: *Globalization in World History*. Hg. A. G. Hopkins, Lon-

don 2002, 11–46; C. A. Bayly, *The Birth of the Modern World 1780–1914*, Oxford 2004; vgl. auch L. Colley, «What is Imperial History Now?» in: *What Is History Now?* Hg. D. Cannadine, Basingstoke 2002, 132–147.

24 Bayly, *The Birth*.

2. Grundmodelle europäischer Geschichte

Die Geschichte Europas kann auf zahlreiche, vielleicht sogar zahllose Weise entworfen und von den unterschiedlichsten Standorten her konzipiert werden.²⁵ Für den gegenwärtigen Argumentationszweck sollen aus der Fülle der Möglichkeiten sieben Grundmodelle ausgewählt werden. Von «Modellen» zu sprechen ist genauer, als sich der üblichen Rede von «Meistererzählungen» anzuschließen. Die Modelle sind abstrakte Grundformen «geschichtlicher Großdeutungen»,²⁶ die sich teils narrativ ausgestalten lassen, teils aber auch nicht. «Modelle» müssen nicht unbedingt den teleologischen Richtungssinn und die «öffentliche Dominanz» besitzen, die man mit Meistererzählungen verbindet.²⁷

(1) *Das induktive Tendenz-Modell.* Das Europa der späten Neuzeit, gekennzeichnet durch die Verbreitung des territorial seßhaften Verwaltungsstaates, der im Laufe des 19. Jahrhunderts durch nationalstaatliche Ideologisierung an Kohäsion gewann, kann durchaus von nationalgeschichtlichen Erzählungen her aufgebaut werden. Für frühere Epochen ist dies schwieriger. Wer eine sich von Al-Andalus bis zur Kiever Rus' erstreckende Geschichte des europäischen Mittelalters schreiben will, muß von einem breiten Spektrum «politischer Formationen» und regionaler Lebensweisen ausgehen, wie Michael Borgolte dies getan hat.²⁸ Die Europahaftigkeit Europas darf für die damalige Zeit noch nicht vorausgesetzt werden. Sie war durch die Verdrängung des Islam und die «Homogenisierung der politischen Strukturen» erst im Entstehen.²⁹ Solche Homogenisierung, die zugleich eine Europäisierung Europas bedeutete, setzte sich über die folgenden Jahrhunderte als ein widersprüchlicher und keineswegs stetiger Prozeß fort. Sie erst erlaubt es, Epochen Tendenzen zu identifizieren, die sich hinter der Pluralität der politischen Einheiten durchsetzten. So hat Jörg Fisch Produktivitätswachstum und die Ausbreitung von Gleichheit als die beiden Grundtendenzen der Zeit zwischen 1850 und 1914 bezeichnet.³⁰ Die Einstellung hinter einer solchen Geschichtsschreibung ist induktiv-empirisch. Das Gesamteuropäische Europas ist

25 Vgl. zu ideengeschichtlichen Aspekten vor allem: H. Kaelble, *Europäer über Europa. Die Entstehung des europäischen Selbstverständnisses im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M./New York 2001; A. Pagden, «Europe: Conceptualizing a Continent», in: *The Idea of Europe: From Antiquity to the European Union*. Hg. A. Pagden, Washington/D.C. 2002, 33–54; J. G. A. Pocock, «Some Europes in Their History», in: ebenda, 55–71. Eine originelle Untersuchung zur geschichtsphilosophischen Selbstdeutung von Europäern im 19. Jahrhundert ist C. Conter, *Jenseits der Nation – das vergessene Europa des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Inszenierungen und Visionen Europas in Literatur, Geschichte und Politik*, Bielefeld 2004.

26 K. H. Jarausch/M. Sabrow, ««Meistererzählung» – Zur Karriere eines Begriffs», in: *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*. Hg. K. H. Jarausch und M. Sabrow, Göttingen 2002, 9–32, hier 9.

27 Ebenda, 16. Für eine an Hayden White angelehnte Typologie von «master narratives» zur europäischen Zeitgeschichte vgl. J. Dülffer, «Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historiographische Perspektiven», in: *Zeithistorische Forschungen* 1 (2004), 51–71, hier 52–54.

28 M. Borgolte, *Europa entdeckt seine Vielfalt*, 1050–1250, Stuttgart 2002.

29 Ebenda, 221.

30 Fisch, *Europa*, 19–37.

das, was die Historikerin oder der Historiker als elementarste Gemeinsamkeit (oder «kleinsten gemeinsamen Nenner») aus der Synopse von Nationalgeschichten ermittelt. Ideen, Werte und kulturelle Identitätskonstrukte spielen bei diesem Zugang eine nachgeordnete Rolle. Das Ideal der Gleichheit ist für Fisch zum Beispiel weniger interessant als die beobachtbare Tatsache der politischen und gesellschaftlichen Hervorbringung realer Gleichheit.

(2) *Das deduktive Tendenz-Modell.* Ergibt sich bei der ersten Variante das gesamteuropäische Narrativ erst *ex post*, so formt bei der zweiten die Annahme einer dominanten Grundtendenz bereits die alles andere tragende Meistererzählung. Benedetto Croce schrieb 1932 die Geschichte Europas im 19. Jahrhundert als die des Aufstiegs einer liberalen bürgerlichen Wertewelt, der «Religion der Freiheit». ³¹ Das materialistische Pendant ist Eric Hobsbawms Geschichte der Entfaltung des Kapitalismus in Europa vom Zeitalter der politischen und industriellen «Doppelrevolution» bis zum «age of empire». ³² Mit der Globalisierung des Kapitalismus geht die europäische Geschichte bei Hobsbawm dann am Ende des «langen» 19. Jahrhunderts in Weltgeschichte über. Dieses Modell setzt eine robuste Geschichtsphilosophie voraus. Unterhalb eines gewissen philosophischen Qualitätsniveaus sind seine Realisierungen in der Regel problematisch, darüber können sie besonders anregend wirken.

(3) *Das Modell der Schwerpunktverlagerung.* Die dritte Variante sucht die Einheitlichkeit Europas weder durch induktiv oder deduktiv gewonnene Tendenzen herzustellen, sondern durch den hegelianischen Gedanken der Schwerpunktverlagerung. Danach stellt sich die Homogenität Europas gerade durch das unentwegt in Veränderung begriffene Ungleichgewicht zwischen Zentren und Peripherien her. Es ist nicht das langfristig stabile und konkurrenzlose Machtzentrum, das – wie in China – integrierend wirkt, sondern gerade die Abfolge von gestaltenden und ausstrahlenden Zentren, die ihre jeweiligen Hegemonial- oder Einflußzyklen durchlaufen. ³³ Diese Zyklen können rein machtpolitischer Natur, aber auch ökonomisch untermauert sein. Kulturgeschichtlichen Ausdruck findet dieses Modell im Gedanken der kulturellen Repräsentativität einzelner Zentren für das Ganze. So wie Paris, Walter Benjamin zufolge, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts war, so vielleicht Amsterdam die des 17., London die des 18. und Wien oder St. Petersburg die des Finde-siècle. Grundkräfte interessieren in diesem Konzept nicht vorrangig. Europa wird weniger in Prozessen als in der örtlichen Konzentration von Symbolen aufgespürt.

³¹ B. Croce, *Geschichte Europas im neunzehnten Jahrhundert*, dt. v. K. Vossler und R. Peters, Frankfurt/M. 1979, 18.

³² E. J. Hobsbawm, *The Age of Revolution: Europe 1789–1848*, London 1962; ders., *The Age of Capital 1848–1875*, rev. ed., London 1977; ders., *The Age of Empire 1875–1914*, London 1988.

³³ Klassisch etwa L. Dehio, *Gleichgewicht oder Hegemonie: Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte*, Krefeld 1948; anders akzentuiert das Konzept von «clusters» und «cultural slopes» bei W. H. McNeill, *The Shape of European History*, New York 1974, 37–38.

(4) *Das Modell institutioneller Integration.* Man kann Europa auch in Strukturen und Institutionen von kontinentaler Reichweite suchen, im Mittelalter allen voran der Kirche. In der Neuzeit wäre deren Äquivalent als Integrationsagentur das weltweit einzigartige, die Konfessionsgegensätze neutralisierende Staatensystem, wie es 1648 geschaffen wurde. Die damals beginnende Geschichte eines «international» geordneten Europa kann nach einen solchen «westfälischen» Ansatz dann als Ordnungs- und Systemgeschichte gesehen werden.³⁴ Sie findet ihr Telos in den supranationalen Strukturen der europäischen Gegenwart. Europa ist demnach vor allem anderen ein Regelungsraum, seine Geschichte die Vorgeschichte gelingender Integration.

(5) *Das Kommunikations-Modell.* Es findet sich bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts bei dem dänischen Konferenzrat Conrad Friedrich von Schmidt-Philstedek,³⁵ hat aber erst mit dem Aufkommen kommunikationstheoretischer Sichtweisen in den Sozialwissenschaften an Zuspruch gewonnen. Für längere Abschnitte der europäischen Geschichte scheint es noch nicht ausgearbeitet worden zu sein.³⁶ Hier geht es nicht um einigermaßen feste institutionelle Strukturen, sondern um luftigere «communities of discourse».³⁷ Danach läßt sich Europa als ein durch Medien geschaffener und gestützter Kommunikationsraum begreifen, der dort endet, wo Kommunikation nicht mehr auf einem gewissen (schwierig zu bestimmenden) Niveau kultureller Selbstverständlichkeit aufrufen kann. Dabei wird man vor dem 20. Jahrhundert fast nur an Elitenkommunikation denken. «Europa» war zunächst der Raum der Latinität, später etwa das Aktionsfeld der aufklärerischen Intelligentsia zwischen Uppsala und Neapel, Lissabon und St. Petersburg. Daß die europäische Aufklärung aber auch in Philadelphia oder Kalkutta aktive Dependancen besaß, deutet darauf hin, daß dieses Modell schon früh über Europa hinausdrängt. Man kann es auch als ein Konzept von Europa als «Erfahrungsraum» oder einer Pluralität sich überlagernder «Erfahrungsräume» auffassen,³⁸ doch bieten beschreibbare Kommunikations- und Interaktionszusammenhänge eine stabilere empirische Grundlage als eine auf Selbstaussagen gegründete Erfahrungsgeschichte.

34 Vgl. H. Kleinschmidt, *Geschichte der internationalen Beziehungen. Ein systemgeschichtlicher Abriss*, Stuttgart 1998; A. Oslander, *The States System of Europe, 1640–1990: Peacemaking and the Conditions of International Stability*, Oxford 1994.

35 Vgl. W. Schmale, *Geschichte Europas*, Wien/Köln/Weimar 2000, 148–149.

36 Vgl. aber D. Langewiesche, «Kommunikationsraum Europa: Revolution und Gegenrevolution», in: *Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen*. Hg. D. Langewiesche, Karlsruhe 1999, 11–35 – mit der Frage nach einer «Europäisierung

des Informationsniveaus» (24). Einiges Medien-geschichtliche auch in L. Erbring (Hg.), *Kommunikationsraum Europa*, Konstanz 1995, Teil IV/1.

37 Den Begriff verwendet R. Wuthnow, *Communities of Discourse: Ideology and Social Structure in the Reformation, the Enlightenment, and European Socialism*, Cambridge/Mass./London 1989, dem es aber mehr um die Entstehung von großräumig wirksamen «ideologies» als um die kommunikativen Mechanismen von deren Ausbreitung geht.

38 So etwa Haupt, «Erfahrungen», 92–103.

(6) *Das Essenz-Modell*. Eine wohletablierte Auffassung sucht in gemeinsamen europäischen Weltbildern, Werten, Sitten, Umgangsregeln, Mentalitätseigenschaften oder in einem besonderen Menschentyp, also in distinkten kulturellen Wesenszügen, das Spezifische Europas als einer «kohärenten Werte- und Erfahrungsgemeinschaft».³⁹ Diese Denkform geht auf alte hellenisch-orientalische Kontraste zurück. In neuerer Zeit hat sie sich lange in einer gewissen Nähe zu konservativ-romantischen Verklärungen des «Abendlandes» bewegt. In diesem Sinne hatte der Philosoph Max Scheler einen unveränderlichen europäischen Charaktertypus als Gegenentwurf zur aufklärerischen Idee der «einen Menschheit» umrissen.⁴⁰ Eine andere, ideologisch weniger exklusive Variante betont eher Europas ungewöhnlichen Erfolg im Hervorbringen universalisierungstauglicher Leitbilder, etwa der Menschenrechte oder des Regelwerks von «Zivilgesellschaft». Historiker haben in der letzten Zeit an solchen Überlegungen viel Gefallen gefunden. Sie suchen nach den Eigenarten eines typischen europäischen Zivilisationsmodells, einer besonderen politischen Kultur und Ordnung oder nach unverwechselbaren Formen der Organisation von Verwandtschaft und biologischer Reproduktion.⁴¹ Dieses Modell ist eher statisch, im schlimmsten Falle reduktionistisch und eignet sich schlecht zu narrativer Entfaltung. Es beruht auf Sonderwegsannahmen, also Aussagen darüber, daß dieses und jenes «nur in Europa» oder – so die schwächere Form – dort in gesteigerter Intensität anzutreffen sei. Manchmal werden solche Annahmen durch explizite und sorgfältige Vergleiche untermauert, häufig aber auch nicht. Dann stützen sich Exklusivitätsbehauptungen nur auf schwach begründete Vermutungen über «die Anderen».⁴² Die Einzigartigkeit Europas wird als selbstverständlich oder bereits bewiesen vorausgesetzt.⁴³

39 H. Duchhardt, «Was heißt und zu welchem Ende betreibt man – europäische Geschichte?» in: «Europäische Geschichte» als historiographisches Problem. Hg. Duchhardt und Kunz, 191–202, hier 195.

40 Vgl. D. Pöpping, *Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900–1945*, Berlin 2002, 51. Dazu gehört auch die Idee abgeschlossener «Kulturkreise». Eine Zusammenfassung älterer Vorstellungen zu Europas Besonderheit bei Schmale, *Geschichte Europas*, 145–152.

41 Vgl. etwa H. Schilling, «Europa in der werdenden Neuzeit – oder: «Was heißt und zu welchem Ende studiert man europäische Geschichte?»», in: Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences, *Heineken Lectures 2002*, Amsterdam 2003, 63–81; W. Reinhard, «Was ist europäische politische Kultur? Versuch zur Begründung einer politischen Historischen Anthropologie»,

in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), 593–616; ders., *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*, München 2004; M. Mitterauer, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, München 2003; A. Gestrich/J.-U. Krause/M. Mitterauer, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2003; D. S. Landes, *The Wealth and Poverty of Nations: Why Some are so Rich and Some so Poor*, New York 1998.

42 Einige schöne Beispiele dafür, daß es das angeblich «typisch Europäische» auch anderswo gibt, bei J. Goody, *The East in the West*, Cambridge 1996.

43 Die gleiche Kritik bei W. Schmale, «Europäische Geschichte als historische Disziplin. Überlegungen zu einer «Europäistik»», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 46 (1998), 389–405, hier 394.

(7) *Das Modell der Kulturräume*. Solcher Suche nach dem Fundierenden und Gemeinsamen, nach einer «Erfahrungsgemeinschaft»,⁴⁴ die sich eher aus der Ähnlichkeit vieler isolierter Erfahrungen *ex post* dem Historiker erschließt, als daß die Erfahrungen «gemeinschaftlich» gemacht worden wären, kann die skeptische Frage entgegengestellt werden, ob an Europa nicht ebenso sehr die Binnendifferenzierung in mehrere große Kulturräume interessant sei, deren Grenzen sich nicht mit politischen Einteilungen decken. Ein alter Grundtopos europäischer Selbstbeschreibung besagt, Europa verbinde wie kein anderer Teil der Welt Einheit mit Vielfalt.⁴⁵ Das siebente Modell bestimmt diese Mannigfaltigkeit nicht einfach als Abwesenheit eines überwölbenden Reichsverbandes (hier wird stets der Kontrast zu China bemüht) und daher politischen Partikularismus oder als ethnisch-sprachliche Pluralität (nach einem alten Schema romantischer Volksgeschichte: «romanisch – germanisch – slawisch»), sondern versucht sich an der kulturgeographischen Unterscheidung historischer Großregionen mit besonderer Beachtung der Grenzen und Übergänge zwischen ihnen. Diese Denkweise ist besonders stark ideologiefähig, wie man am russischen «Eurasianismus» sehen kann.⁴⁶ Es gibt aber auch rational bedenkenswerte Vorschläge, die bisher überwiegend von dem Bemühen motiviert waren, Osteuropa unter Überwindung eines binären Ost-West-Gegensatzes in einen gesamteuropäischen Geschichtsentwurf einzubeziehen. So stellte der polnische Historiker Oskar Halecki seit den 1920er Jahren Überlegungen zur geographisch-kulturellen Binnengliederung Europas auf der West-Ost-Achse an.⁴⁷ Der ungarische Mediävist Jenő Szűcs gab Anfang der 1980er Jahre der damals neu aufkommenden «Mitteleuropa»-Diskussion einen wichtigen Impuls durch die Unterscheidung von drei «historischen Regionen» Europas.⁴⁸ Als in Frankreich lehrender Pole beweist Krzysztof Pomian eine Sensibilität für die Dialektik von Konvergenz und Divergenz in Europa, die in Darstellungen auf der Grundlage anderer Modelle häufig fehlt.⁴⁹ Überhaupt ist die beste Historiographie aus und über Ostmitteleuropa vor insularen Illusionen besonders gut geschützt. Sie muß janusköpfig nach Westen wie nach Osten blicken.⁵⁰ Dieses Modell der «Geschichtsregionen» ist für Europa *als Ganzes* noch nicht ausgeführt worden, ein Umstand, an dem das Auseinanderdriften von Geschichte und Geo-

44 Duchhardt, «Was heißt», 198.

45 Etwa Dehio, *Gleichgewicht*, 21.

46 Zu seinen heutigen Konsequenzen vgl. J. Scherrer, *Kulturologie: Rußland auf der Suche nach einer zivilisatorischen Identität*, Göttingen 2003, 128–151.

47 O. Halecki, *Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*, dt. v. G. und E. Bayer, Darmstadt 1957.

48 J. Szűcs, *Die drei historischen Regionen Europas*, dt. v. B. Rásky, Frankfurt/M. 1990. Über die Tiefendimension von «zwei Europas» vgl. V. Bunce, «The Historical Origins of the East-West Divide: Civil Society, Political Science, and Democracy in

Europe», in: *Civil Society before Democracy. Lessons from Nineteenth Century Europe*. Hg. N. Bermeo und P. Nord, Lanham/Md. 2000, 209–36, sowie G. Stourzh, «Statt eines Vorworts: Europa, aber wo liegt es?» in: *Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung*. Hg. G. Stourzh, Wien 2002, ix–xx, hier xiv–xix.

49 K. Pomian, *Europa und seine Nationen*, dt. v. M. Wolf, Berlin 1990.

50 T. I. Berend, *History Derailed: Central and Eastern Europe in the Long Nineteenth Century*, Berkeley/Los Angeles/London 2003.

graphie nicht unschuldig ist. Es ist aber inzwischen wieder Gegenstand einer besonders lebhaften Diskussion.⁵¹

Diese sieben Modelle sind in unterschiedlichem Maße und in verschiedenen Arten und Weisen geeignet, über eine europäische Innenschau hinauszuführen. Das Modell induktiver Tendenzermittlung (Nr. 1) ist das methodisch offenste. Wenn der Blick nach außen in der Konzipierung der einzelnen Nationalgeschichten berücksichtigt wird, spiegelt sich dies zwangsläufig im generalisierenden Résumé. Die Identifikation der europäischen Geschichte mit universellen Tendenzen – dem Aufstieg des Kapitalismus oder der Freiheit – erhebt die Entwicklung des Kontinents zum weltgeschichtlichen Paradigma, macht es aber schwer, den auf diese Weise eingebauten «Eurozentrismus» empirisch zu korrigieren.⁵² Das Modell der Schwerpunktverlagerung (Nr. 3) führt im 20. Jahrhundert zum Gedanken der Ablösung der europäischen Präponderanz in der Welt durch die nordamerikanische, eine Ablösung, die sich ökonomisch, weltpolitisch-militärisch und nach Auffassung vieler auch kulturell beobachten und begründen läßt.⁵³ Eine andere Konsequenz, die gezogen werden kann, ist die der Multiplizierung von Zentren, zwischen denen keine eindeutigen Hierarchien mehr bestehen. Von hier aus läßt sich die Verselbständigung früherer Kolonialgebiete, vor allem der USA und der britischen Dominions, recht gut, wenngleich nur in sehr allgemeinen Begriffen erfassen: Aus Peripherien werden Zentren, die europäische Geschichte geht teilweise in derjenigen des «Westens» auf.

Das Modell institutioneller Integration (Nr. 4) lenkt den Blick auf eine andere Art von externen Beziehungen: Die außereuropäische Welt wird bis zur Gründung der Vereinten Nationen und dem Beitritt selbständiger Ex-Kolonien zu ihr nicht an die binneneuropäischen Ordnungssysteme angeschlossen; die Aufnahme des Osmanischen Reiches in das Konzert der Mächte 1856 war ohne größere praktische Bedeutung.⁵⁴ Weder das «westfälische» System von 1648 noch das System des Wiener Kongresses von 1815 und auch das System der Konferenzen von Paris 1919 und Washington 1922 nur in beschränktem Maße integrierten außereuropäische Länder zu symmetrischen Bedingungen in die Regelwerke, die Europäer für sich selber schufen. Auch die normativen Selbstverpflichtungen

51 Vgl. die thematische Exposition bei S. Troebst, «Introduction: What's in a Historical Region? A Teutonic Perspective», in: *European Review of History* 10 (2003), 175–188.

52 Man sieht dies auch an der Schwierigkeit Hobsbawms, dem Borniertheit nicht unterstellt werden kann, nicht-europäischen Formen von Nationalismus gerecht zu werden. Vgl. E.J. Hobsbawm, *Nations and Nationalism since 1780: Programme, Myth, Reality*, Cambridge² 1992.

53 Vgl. etwa G. Arrighi, *The Long Twentieth Century: Money, Power, and the Origins of Our Times*, Lon-

don/New York 1994; P. K. O'Brien/A. Clesse (Hg.), *Two Hegemonies: Britain 1846–1914 and the United States 1941–2001*, Aldershot 2002 (mit einigen Beiträgen, die an diesem Übergang zweifeln).

54 T. Naff, «The Ottoman Empire and the European States System», in: *The Expansion of International Society*. Hg. H. Bull und A. Watson, Oxford 1984, 143–169, hier 169. Zur Ambivalenz des türkischen Anschlusses an Europa vgl. D. Quataert, *The Ottoman Empire, 1700–1922*, Cambridge 2000, 83–85.

Europas, vor allem das frühe Völkerrecht, galten in Übersee nicht: «No peace beyond the line!» Der bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vorherrschende Integrationsmodus war ein asymmetrischer: die imperiale Integration, die nicht von Europa als ganzem ausging – Europa als solches war kein einheitliches Imperium und besaß keine Kolonien -, sondern von den einzelnen imperialen Metropolen. Modell 4 kann dies besonders gut sichtbar machen.

Das Kommunikationsmodell (Nr. 5) ist leicht erweiterbar. Wenn man etwa untersucht, *worüber* sich die Europäer unterhielten, wird man bald feststellen, daß sie sich spätestens seit den Kreuzzügen und der hochmittelalterlichen Öffnung zum Islam und zum Mongolenreich nicht ausschließlich mit sich selbst beschäftigten.⁵⁵ Die Welt außerhalb Europas war ein konstantes Objekt europäischer Aufmerksamkeit; es geschah aber vor dem 20. Jahrhundert selten, daß Nicht-Europäer (außer Nordamerikanern) an dem Gespräch über sie beteiligt wurden. Dieses Modell erlaubt die Vorstellung, daß einzelne europäische Gesellschaften engere Beziehungen zu außereuropäischen Regionen unterhielten als zu Ländern am anderen Ende des eigenen Kontinents. Das Essenz-Modell (Nr. 6) ist ganz anders angelegt und resultiert in einer ganz anderen Historiographie. Sie ist exceptionalistisch und beruht auf typisierenden Differenzkonstruktionen zwischen «the West» und «the rest».⁵⁶ Nur wenige unter den Historikern, die sie favorisieren, interessieren sich – wie Wolfgang Reinhard – für tatsächliche Wechselwirkungen zwischen Europa und der übrigen Welt. Schließlich das Modell der Kulturräume: Es hat von allen Modellen den schwächsten Konvergenzdrall, weil es eine rahmenartige Einheit Europas als formale Notwendigkeit voraussetzt, aber weniger nach dem «Wesen» Europas fragt, seien dies nun Essenzen oder Tendenzen, als nach dem Zusammenspiel der einzelnen kulturräumlichen oder auch (so eher bei Pomian) nationalen Elemente. Dieses Modell erlaubt die Frage nach Europas *äußeren* Grenzen, also nach dem in der Interaktion beobachtbaren Unterschied zwischen Europa und Nicht-Europa. Es läßt auch größeren Spielraum als andere für zentrifugale Kräfte innerhalb Europas. Dies kann es, weil die Annahme, daß Europa überhaupt irgendeine Art von Zentrum habe – einen regionalen Mittelpunkt, einen Wertekern, einen Motor wirtschaftlicher Dynamik oder was immer sonst –, bei ihm eine ungewöhnlich schwache Rolle spielt.

55 Vgl. aus einer reichhaltigen Literatur: F. Reichert, *Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter*, Stuttgart 2001; D. F. Lach/E. J. Van Kley, *Asia in the Making of Europe*, 3 Bde. in 9 Teilbänden, Chicago/London 1965–1993; J. Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*, München 1998.

56 Vgl. dazu die Kritik aus wirtschaftsgeschichtlicher Sicht bei P. K. O'Brien, «The Deconstruction of Myths and Reconstruction of Metanarratives in Global Histories of Material Progress», in: *Writing World History 1800–2000*. Hg. B. Stuchtey und E. Fuchs, Oxford 2003, 67–90.

3. Imperien

Daß europäische Historiker nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und im Prozeß der östlichen Erweiterung der Europäischen Union die zentripetalen und integrierenden Kräfte in der Geschichte des Kontinents suchen, kann nicht verwundern. Die heute dominante Konvergenzperspektive sollte aber nicht verdecken, daß das Europa der Neuzeit in einer ständigen Spannung zwischen Kleinearopa und einem kolonial erweiterten Großeuropa, zwischen Land und Meer, zwischen Expansion und Kontraktion lebte. Von der Eroberung Mexikos bis zum Rückzug aus den letzten Kolonien waren große Teile Europas nach innen *und zugleich* nach außen orientiert. Ganze Nationalgeschichten lagen in überseeischen Fluchtlinien. Noch das heutige Irland läßt sich nach vier Jahrhunderten englischer und britischer Unterdrückung als «postcolonial polity» interpretieren.⁵⁷ Für Großbritannien selbst war der Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft im Jahre 1973 eine tiefe nationalgeschichtliche Zäsur, der Endpunkt einer langwierigen Umorientierung vom Empire zum Kontinent; nun erst lag Sizilien näher als Neuseeland. Diese Umorientierung hat indes eine alte atlantische «special relationship» zu den USA nicht verdrängen können. Wenn viele Briten von «Europe» sprechen, meinen sie immer noch nicht sich selbst, sondern den Kontinent.

Hinter Großbritannien waren die Niederlande bis zur Unabhängigkeit Indoniens 1949 gleichauf mit Frankreich eine der drei wichtigsten maritimen Kolonialmächte. Die französische Außen- wie Innenpolitik wurde zwischen dem Beginn des ersten Indochinakrieges 1946 und der Unabhängigkeit Algeriens 1962 in einem heute kaum vorstellbaren Maße von kolonialen Problemen überschattet. Portugal blieb bis zur Revolution von 1974 wirtschaftlich wie mental in außerordentlichem Maße seinen afrikanischen Kolonien zugewandt. In den sechziger Jahren flossen trotz einsetzender Unabhängigkeitskriege frische Investitionen nach Angola und Mozambique. Zugleich begann aber auch die wirtschaftliche Modernisierung des Mutterlandes, die den Anschluß an Europa vorbereitete.⁵⁸ Noch 1970 waren aber die Kolonien Portugals wichtigster Exportmarkt.⁵⁹ Nach Jahrhunderten einer maritimen Existenz, in denen Portugal von kaum einem anderen europäischen Integrationsmechanismus als der katholischen Kirche erfaßt worden war, trat das Land erst 1986 – gemeinsam mit Spanien – der Europäischen Gemeinschaft bei. Obwohl Europa gewiß nicht «an den Pyrenäen aufhört»,⁶⁰ war das Überseeische während der Neuzeit die zweite Dimension der iberischen Geschichte. Spanien agierte drei Jahrhunderte lang in einer euro-atlantischen Doppelwelt.⁶¹

57 So in genauer Ausarbeitung: S. Howe, *Ireland and Empire: Colonial Legacies in Irish History and Culture*, Oxford 2000.

58 W. G. Clarence-Smith, *The Third Portuguese Empire, 1825–1975: A Study in Economic Imperialism*, Manchester 1985, 193.

59 G. Thomas, «Portugal 1911–1974», in: *Handbuch*

der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 6, Hg. W. Fischer, Stuttgart 1987, 975–997, hier 995 (Tab. 23).

60 So ein im 19. Jahrhundert beliebtes Diktum, zit. bei P. Schmidt, «Vorwort», in: *Kleine Geschichte Spaniens*. Hg. P. Schmidt, Stuttgart 2002, 9.

Nach dem Verlust Kubas und der Philippinen 1898 wurde der als traumatisch empfundene Zusammenbruch des Imperiums für Jahrzehnte zum «mythical reference-point» der spanischen Rechten. Die diktatorialen Machtergreifungen von Primo de Rivera 1923 und Franco 1936 hatten beide einen afrikanisch-kolonialen Hintergrund und setzten den imperialen Mythos legitimatorisch ein.⁶²

Überseeische Besitzungen haben daher in einzelnen europäischen Nationalgeschichten bis über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus eine weit mehr als nur marginale Rolle gespielt. Wenn die britische, französische, niederländische, belgische, portugiesische und spanische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert «entangled» war, dann sicher nicht nur mit derjenigen der Nachbarn auf dem europäischen Kontinent. Ebenso schuf das «disentanglement» überall Probleme, deren glimpfliche Lösung für die Zeitgenossen keineswegs absehbar war. Vom Prozeß der Dekolonisation der maritimen Imperien war neben Großbritannien ganz Europa westlich des Rheins betroffen. Damals lag die Obsession der nationalsozialistischen und faschistischen Führungen Deutschlands und Italiens mit dem Ziel eines rassistisch gestuften «Reiches» – im einen Fall in Osteuropa, im anderen im östlichen Mittelmeer und in Afrika – noch nicht lange zurück. Nur äußerste militärische Anstrengungen Großbritanniens, der Sowjetunion und der USA hatten Deutschland, Italien (und Japan) daran gehindert, Imperien von beispielloser Brutalität die beabsichtigte Dauer zu verleihen. Die Sowjetunion hatte bereits Anfang der zwanziger Jahre den zarischen Reichsverband im wesentlichen wiederhergestellt. Das Sowjetimperium überlebte den Zweiten Weltkrieg und errichtete nach seinem Ende ein Glacis von nominell selbständigen, aber durch permanente Interventionsdrohung und wirtschaftliche Isolierung abhängig gehaltenen Satellitenstaaten. 1990/91 zerfielen gleichzeitig der innere wie der äußere Ring des Imperiums.⁶³

Für eine große Zahl von Europäern war imperiale Herrschaft bis 1939 ein Datum ihres Erfahrungskreises. Eine Mehrzahl von ihnen waren Bürger von Ländern, die an überseeischen Kolonien oder, im Falle der Sowjetunion, an «internem Kolonialismus» festhielten. In mehreren Fällen erreichten diese Kolonien erst in der Zwischenkriegszeit, also einer Periode weltwirtschaftlicher Fragmentierung, ihr Maximum an Nützlichkeit und mentaler Bedeutung für die Metropolen. Keine politische Elite einer Kolonialmacht sah am Vorabend des Zweiten Weltkriegs ihre

61 Vgl. J. H. Elliott, *Spain and its World, 1500–1700: Selected Essays*, New Haven/London 1989.

62 S. Balfour, *The End of the Spanish Empire, 1898–1923*, Oxford 1997, 230, 232–33.

63 Verschiedene Autoren sehen das Ende der Sowjetunion als «imperial disintegration». So etwa J. Keep, *A History of the Soviet Union 1945–1991: Last of the Empires*, Oxford 1995, 363. Der imperiale Charakter der Sowjetunion wird von einer ebenfalls internalistischen Rußland-

geschichtsschreibung noch oft unterschätzt. Vgl. aber zahlreiche Arbeiten von Autoren wie A. Kappeler, J. Baberowski, Y. Slezkine, R. G. Suny, T. Martin, M. Bassin oder G. Hosking. Eine zusammenfassende Analyse in komparativer Absicht gibt D. Lieven, *Empire: The Russian Empire and Its Rivals*, London 2000, 288–239; vgl. auch ders., «The Russian Empire and the Soviet Union as Imperial Polities», in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995), 607–636.

Besitzungen als Bürde und konnte sich eine postkoloniale Zukunft vorstellen. Während des Krieges machten die europäischen Opfer der deutschen und der italienischen Aggression dann eine Erfahrung, die bis dahin – abgesehen von Iren und Polen auf dem Höhepunkt englischer bzw. russischer Unterdrückung – Asiaten, Afrikanern und der Urbevölkerung Amerikas und der Südsee vorbehalten gewesen war: Verfügungsmasse imperialer Politik zu sein.

Spätestens seit dem 15. Jahrhundert hatte die europäische Geschichte eine in ständiger Metamorphose befindliche, aber niemals abgebrochene oder unterbrochene imperiale Dimension. Diese Dimension ist kein Akzidenz der europäischen Geschichte. Sie kann nicht weggeblendet und aus einem kleineuropäischen Geschichtsbild in eine separate «Kolonial- und Überseegeschichte» ausgelagert werden. Es genügt auch nicht, sie unter dem biedermeierlichen Separattitel der «interkulturellen Beziehungen» oder des «Kulturkontakts» abzulegen. Gewiß gab es manche solcher Kontakte, die *nicht* imperial verfaßt waren. Hinter den barocken Jesuiten am chinesischen Kaiserhof oder hinter den ersten Forschungsreisenden im Inneren Afrikas stand kein Imperium, das sie hätte schützen können oder als dessen Speerspitze sie auftraten. Doch die *meisten* dieser Kulturkontakte waren durch den imperialen Rahmen überhaupt erst ermöglicht worden. Daher sind sie von Machtfragen nicht zu trennen. Es führt mithin kein Weg um das Konzept des Imperiums herum.

Man kann sich an dieser Stelle mit einem weiten und nur lose bestimmten Begriff des «Imperiums» begnügen.⁶⁴ Ein Imperium ist ein großräumiger, hierarchisch geordneter Herrschaftsverband polyethnischen und multireligiösen Charakters, dessen Kohärenz durch Gewaltandrohung, Verwaltung, indigene Kollaboration sowie die universalistische Programmatik und Symbolik einer imperialen Elite (zumeist mit monarchischer Spitze) gewährleistet wird, nicht aber durch gesellschaftliche und politische Homogenisierung und die Idee allgemeiner Staatsbürgerrechte. Innerhalb dieses Rahmens, der allein «trading empires» mit schwach entwickelter Territorialität ausschließt,⁶⁵ sind zahlreiche Unterscheidun-

⁶⁴ Weitergehende Überlegungen, auch zur Abgrenzung von «Kolonie/Kolonialismus», bei J. Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 42003; ders., «Expansion und Imperium», in: *Historische Anstöße. Festschrift für Wolfgang Reinhard*. Hg. P. Burschel et al., Berlin 2002, 371–392. Besonders wichtig zur Typologie von Imperien: A. J. Motyl, *Imperial Ends: The Decay, Collapse, and Revival of Empires*, New York 2001, bes. 15–30. Exzellent ist S. Howe, *Empire: A Very Short Introduction*, Oxford 2002. Als strukturgeschichtlich konzipierte Gesamtdarstellung vgl. D. B. Abernethy, *The Dynamics of Global Dominance: European Overseas Empires, 1415–1980*, New Haven/London 2000; ein besseres Gespür

für die Zeit vor ca. 1800 (aber nicht für die danach) hat A. Pagden, *Peoples and Empires: A Short History of European Migration, Exploration, and Conquest, from Greece to the Present*, New York 2001. Prägnante Charakterisierungen einzelner Imperien des 19. Jahrhunderts bei H. L. Wesseling, *Europa's koloniale eeuw, 1815 – 1919*, Amsterdam 2003.

⁶⁵ Vgl. als Beispiel dafür eine meisterhafte Fallstudie: S. Subrahmanyam, «Written on Water: Designs and Dynamics in the Portuguese *Estado da Índia*», in: *Empires: Perspectives from Archaeology and History*. Hg. S. F. Alcock et al., Cambridge 2001, 42–69.

gen und Taxonomien möglich: maritime und koloniale, vormoderne und moderne, dicht und locker integrierte Reiche usw. Die Definition, die keinen Begriff von «Imperialismus» voraussetzt,⁶⁶ paßt selbstverständlich auf einige Fälle besser als auf andere; die Diskussion solcher Differenzen ist der erste Schritt zur komparativen Profilierung des Einzelfalles. Jede vergleichende Betrachtung wird dabei die Sonderstellung des British Empire in der neuzeitlichen Geschichte erweisen. Es war nicht nur das mit Abstand territorial größte und bevölkerungsreichste aller Imperien.⁶⁷ Es war auch das einzige vor und neben dem US-amerikanischen Hegemonialsystem des 20. Jahrhunderts, das eine weit über den eigenen kolonialen Herrschaftsraum hinausreichende globale Ordnung schuf: die auf Freihandel, Seemacht und der Idee der Zivilisierungsmission beruhende «Pax Britannica». Schließlich wurden nur im britischen Empire die unweigerlich zerstörerischen Wirkungen von Siedlungskolonialismus durch den Aufbau lebensfähiger neo-europäischer Gesellschaften ausgeglichen, die einen wesentlichen Beitrag zur Entstehung der globalen Moderne leisteten.⁶⁸

4. Imperiale Kontexte

Von der europäischen Geschichte ausgehend, ist es möglich zu fragen, in welchen imperialen Kontexten sie gesehen werden muß. Einige Antworten auf eine solche Frage sind nur gesamteuropäisch sinnvoll, etwa wenn es um die biologischen und ökologischen Folgen der überseeischen Expansion für Europa geht. Die aus der Neuen Welt im Zuge des «Columbian exchange» nach Europa eingeführten Nutzpflanzen verbreiteten sich über Landesgrenzen hinweg. Ebenso war der Konsum jener Produkte, die kolonialwirtschaftlich erschlossen und aus Übersee importiert wurden – vor allem Gewürze, Rohrzucker, Tee, Kaffee, Tabak, seit dem frühen 19. Jahrhundert in größtem Stil die Baumwolle – nicht nationalspezifisch. Die allgegenwärtigen «Kolonialwaren» gelangten durch die Organe eines selbst im Zeitalter des Merkantilismus bereits kosmopolitischen Welthandels an ihre Endverbraucher.⁶⁹ In anderen Fällen wird sich die Frage nach imperialen Kontexten

66 Hier ist die theoretische Diskussion über den Stand von ca. 1980 nicht wesentlich hinausge-
langt. Vgl. daher immer noch W. J. Mommsen,
*Imperialismustheorien. Ein Überblick über die
neueren Imperialismusinterpretationen*, Göttingen
1987. Zum wichtigsten der «klassischen» Theo-
retiker jetzt P. J. Cain, *Hobson and Imperialism:
Radicalism, New Liberalism, and Finance 1887–
1938*, Oxford 2002.

67 Zur Statistik der (maritimen) Imperien vgl. B.
Etamad, *La possession du monde: Poids et mesures
de la colonisation (XVIIIe–XXe siècles)*, Brüssel
2000.

68 Dies hat schon in den 1920er Jahren einer der
klügsten Analytiker des British Empire gesehen:

A. Demangeon, *L'empire britannique: Étude de géo-
graphie coloniale*, Paris 1923. Hier nach der deut-
schen Ausgabe: *Das britische Weltreich: Eine kolo-
nialgeographische Studie*, Berlin 1926, bes. 3–5.

69 Vgl. zusammenfassend J. E. Wills, jr., «European
Consumption of Asian Production in the 17th
and 18th Centuries», in: *Consumption and the
World of Goods*. Hg. J. Brewer und R. Porter, Lon-
don/New York 1993, 133–147; J. Walvin, *Fruits of
Empire: Exotic Produce and British Taste, 1660–
1800*, Basingstoke 1997; S. Beckert, «Das Reich
der Baumwolle. Eine globale Geschichte», in:
Das Kaiserreich transnational. Hg. S. Conrad und
J. Osterhammel, Göttingen 2004, 280–301. Das
Wachsen des Welthandels aus Konkurrenz →

zunächst für einzelne Nationalgeschichten stellen. Sie ist bei einem solchen nationalhistorischen Ausgangspunkt deutlich zu unterscheiden von der Frage nach globalen Zusammenhängen «hinter dem Rücken der Nationalstaaten» und auch von den Problemstellungen einer «new colonial history», deren Ort in erster Linie die Kolonien selbst sind.⁷⁰ Quer zu einem nationalhistorischen Bezug liegen auch die Aktivitäten von nationalen oder proto-nationalen Gruppen, die nicht staatlich verfaßt waren und daher nicht als staatliche «empire-builders» auftraten. Solche intern dicht «vernetzten» Gruppen haben zuweilen außerordentlich wichtige Rollen *zwischen* den Imperien und *innerhalb* der größeren von ihnen gespielt, zum Beispiel jüdische Kaufleute und Finanziere oder Schotten und Iren im «englischen» British Empire.⁷¹ Folgende imperiale Kontexte von Nationalgeschichten lassen sich immer wieder thematisieren:

(1) *Frontiers*. Imperien schaffen bei ihrer Expansion Grenzräume, in denen unterschiedliche Zivilisationsformen aufeinandertreffen.⁷² Sie ideologisieren diesen Kontakt als eine Begegnung zwischen hoher Kultur einerseits, «Barbarei» oder «Wildheit» auf der anderen Seite.⁷³ In Frontier-Zonen kann sich unter bestimmten Voraussetzungen, vor allem einer nicht allzu weit differierenden Durchsetzungsfähigkeit der zusammentreffenden Kräfte, interkulturelle «Hybridität» entwickeln. Zahlreiche kulturwissenschaftliche Studien widmen sich mittlerweile, beflügelt von der Hoffnung auf einen friedlichen Umgang über kulturelle Grenzen hinweg, diesem Thema. Charakteristischer dürfte jedoch *frontier* als ein Raum sein, wo die Strukturen und Normen der expandierenden Gesellschaft an Verbindlichkeit verlieren. Die heimische Sozialstruktur reproduziert sich nicht, sondern bietet bloß eine elementare Grundlage für Grenzgesellschaften prinzipiell neuen Typs. Deshalb war zum Beispiel die australische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts keine getreue Kopie der britischen, sondern «an improvised local adaptation of it».⁷⁴ Zu untersuchen wäre, welche Rückwirkungen solche sozialen Neubildungen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse im Mutterland haben. Grenzzonen, die in späteren Stadien eines imperialen Zyklus zu defensiven Puffern werden können, sind in Phasen der Expansion Orte gesteigerter Gewalttätigkeit. «Private» Grenzergewalt und staatliche Kolonialkriegsführung gehen dabei

und Überlappung von «commercial empires» heraus zeigt exemplarisch D. Ormrod, *The Rise of Commercial Empires: England and the Netherlands in the Age of Mercantilism, 1650–1770*, Cambridge 2003.

70 Ein vorzüglicher Themenaufriß ist F. Cooper, «Conflict and Connection: Rethinking Colonial African History», in: *History after the Three Worlds: Post-Eurocentric Historiographies*. Hg. A. Dirlik, Lanham/Md. 2000, 157–190, bes. 164–175.

71 Vgl. etwa J. I. Israel, *Diasporas within a Diaspora: Jews, Crypto-Jews and the World of Maritime Empi-*

res, Leiden 2002; T. M. Devine, *Scotland's Empire 1600–1815*, London 2003.

72 L. Russell (Hg.), *Colonial Frontiers: Indigenous-European Encounters in Settler Societies*, Manchester 2001.

73 Zu Fiktionen von «Wildheit» als permanentem «Spiegel» der europäischen Geschichte vgl. J. Fontana, *Europa im Spiegel. Eine kritische Revision der europäischen Geschichte*, dt. v. J. Weiss i Knopf, München 1995, 140–157.

74 J. Rickard, *Australia: A Cultural History*, London/New York 1988, 74.

oft fließend ineinander über. Europäische Gesellschaften haben sich in unterschiedlichem Maße gegen den Rückschlag solcher peripheren Brutalisierung abgeschirmt. Diskussionswürdig ist die These, die Gesetzlosigkeit von Kolonialkriegführung habe zur Steigerung der Gewaltbereitschaft auch in Europa beigetragen. Zweifellos ist die Frontier ein Fokus europäischer Gewaltphantasien gewesen, gipfelnd in den imaginierten und realisierten Exzessen im «Wilden Osten» Europas während des Zweiten Weltkriegs.

(2) *Inter-imperiale Konflikte.* Die «Außenpolitik», mit der konventionelle Darstellungen als der normalen Aktionsform eines Nationalstaates rechnen, bewegt sich innerhalb des europäischen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die USA und Japan ergänzten Staatensystems. Inter-imperiale Konflikte werden aber auch jenseits der räumlichen Geltung der Systemregeln und mit einer Vielzahl anderer als «klassischer» diplomatischer und militärischer Mittel ausgetragen: Spionage, Subversion, Propaganda, Aufwiegelung von Minderheiten usw. Das «Great Game» zwischen Großbritannien und dem Zarenreich in Asien, aus Rudyard Kiplings *Kim* (1901) bekannt, ist dafür ein gutes Beispiel. Es ist für die externe Aktionsweise eines Nationalstaates nicht unerheblich, ob und wie er sich an solchen inter-imperialen «Spielen» beteiligt. Während der Weltkriege gewannen Strategien und Methoden des inter-imperialen Kampfes eine bis dahin unbekannte Bedeutung und schlugen auf Europa selbst zurück.⁷⁵

(3) *Periphere Militarisierung.* Kolonialkriegführung muß nicht immer bloß die Verlängerung metropolitaner Gewaltdynamik in den kolonialen Raum bedeuten. Oft war sie der Anlaß für eigenständige Militarisierungsinitiativen. Militärische «men on the spot» handelten auf eigene Faust und gingen nicht selten bis zur Herausforderung der politischen Autoritäten des Mutterlandes. Dieser Mechanismus findet sich von der Willkür der frühen spanischen Konquistadoren bis zum Offiziersputsch von Algier gegen die V. Republik im April 1961. Koloniale Eroberungen und danach die Sicherung des Eroberten erforderten oft Anstrengungen, die über das binnengesellschaftlich Vertretbare hinausgingen. Die Briten vermieden das Aufstellen von «standing armies» in den Heimatinseln, errichteten aber gleichzeitig in Indien einen «garrison state», der bis zur Unabhängigkeit Südasiens 1947 bestand (allerdings unter erheblicher Beteiligung von Indern) und der politischen Kultur Großbritanniens zuwider lief.⁷⁶ Die Sorge vor einem militaristischen «backlash» aus den Kolonien verstummte seit Edmund Burkes Anklage gegen den Generalgouverneur von Indien, Warren Hastings, nicht.⁷⁷ Die lang-

75 Dies zeigt etwa H. Strachan, *The First World War*, Bd. 1: *To Arms*, Oxford 2001, in seinem Kapitel über «Germany's Global Strategy» (694–814).

76 Vgl. D. M. Peers, *Between Mars and Mammon:*

Colonial Armies and the Garrison State in India 1819–1835, London 1995.

77 Vgl. P. J. Marshall, *The Impeachment of Warren Hastings*, London 1965.

wierige Eroberung Algeriens nach 1830 hatte einen ähnlichen Effekt auf die innenpolitische Lage Frankreichs. Es muß freilich eingeräumt werden, daß *nach* den jeweiligen Invasionsphasen die europäischen Truppen im Verhältnis zur Zahl der kolonialen Untertanen im allgemeinen «une mince et fragile pellicule d'occupation» bildeten.⁷⁸ Erst in der Endphase der Imperien, als die Herausforderung durch Befreiungsbewegungen militärische Ausmaße erreichte, wurde in vielen Fällen die Truppen- und Polizeipräsenz verstärkt.⁷⁹ In den demokratischen Ländern des Westens führte dies nach 1945 zu Diskussionen um den moralisch gerechtfertigten Grad von Repression (Folter in Algerien, Ausnahmezustand in Britisch-Malaya, usw.). Diese Diskussionen trugen zur Delegitimierung von Kolonialismus und Intervention bei (auch in den USA während des Vietnamkriegs, aber gegenwärtig nicht hinsichtlich des russischen Vorgehens in Tschetschenien).

(4) *Emigration/Remigration.* Keine seriöse Sozialgeschichte Europas im 19. und 20. Jahrhundert verzichtet auf eine demographische Untermauerung. Keine übersieht daher den fundamentalen Faktor der Migrationen und insbesondere der Emigration in die Neue Welt. Siebzig Jahre nach dem Pionierwerk der Brüder Kulischer hat nun Dirk Hoerder diese Vorgänge schlüssig in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang gestellt, der auch die sozialgeschichtliche Diasporaforschung umfaßt.⁸⁰ Im strikten Sinne bewegte sich ein großer Teil der europäischen Amerikaauswanderung nicht innerhalb eines imperialen Rahmens, sondern richtete sich nach den englischen und spanischen Ex-Kolonien in Nord- und Südamerika.⁸¹ Manchmal waren aber die *Motive* imperial. So kann die umfangreiche irische Emigration, die zur demographischen Extroversion des Landes führte, nicht von der subordinierten Stellung Irlands im britischen Reichsverband getrennt werden. Ähnliches gilt für die Auswanderung aus «Kongreß-Polen» (d. h. nach 1864 aus den polnischen Provinzen des Zarenreiches). Andere von Europa ausgehende Wanderungsströme verliefen binnenimperial in sämtliche Siedlungskolonien, vor allem nach Algerien, Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika. Im frühen 20. Jahrhundert nahm das Interesse metropolitaner Regierungen an solcher Peuplierung der Kolonien zu. Offizielle britische Programme unterstützten

78 So Marschall Lyautey, der berühmte Kolonialtheoretiker und Generalresident in Marokko, zit. bei J. Frémeaux, *Les empires coloniaux dans le processus de mondialisation*, Paris 2002, 265 (in einem vorzüglichen Kapitel über koloniales Militär zwischen den Weltkriegen: 262–270).

79 D. M. Anderson / D. Killingray (Hg.), *Policing and Decolonisation: Politics, Nationalism and the Police*, 1917–65, Manchester/New York 1992.

80 A. Kulischer/E. Kulischer, *Kriegs- und Wanderzüge: Weltgeschichte als Völkerbewegung*, Berlin/Leipzig 1932; D. Hoerder, *Cultures in Contact: World Migration in the Second Millenium*, Durham/

N.C. 2002; vgl. als Zusammenfassung des atlantischen Segments dieser Geschichte: ders., «Migration in the Atlantic Economies: Regional European Origins and Worldwide Expansion», in: *European Migrants: Global and Local Perspectives*. Hg. D. Hoerder und L. P. Moch, Boston/Mass. 1996, 21–51; vgl. auch K. J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000.

81 Die globalen Wanderungsströme werden separat dargestellt in: R. Cohen (Hg.), *The Cambridge Survey of World Migration*, Cambridge 1995.

«Commonwealth emigration».⁸² Das faschistische Italien praktizierte eine laut propagierte «römische» Politik der Ansiedlung von «Wehrbauern» in Libyen, Somalia und Äthiopien (ganz ähnlich übrigens die gleichzeitigen Kolonisierungsprogramme der Japaner in der chinesischen Mandschurei); die nationalsozialistische «Ostkolonisation» wiederholte dasselbe Muster rücksichtsloser «Landnahme». Mit dem Zusammenbruch der Imperien setzt unweigerlich die Remigration der Siedlerpopulationen ein, oft in Form von Vertreibungen. Die Kette der Fälle reicht von der Flucht von Loyalisten aus dem aufrührerischen Teil Nordamerikas nach Kanada in den 1780er Jahren bis zum Rückzug der Russen aus dem Baltikum und Zentralasien nach 1991. Die Gesamtzahl der repatriierten Siedler aus den westeuropäischen Kolonien zwischen ca. 1945 und 1975 wird auf 5,7 bis 8,5 Millionen Menschen geschätzt.⁸³ Im Europa der Nachkriegszeit lebten Millionen von Menschen mit einer kolonialen Biographie; koloniale Erinnerungen werden oftmals bis heute in französischen, niederländischen oder britischen Familien tradiert und nach wie vor literarisch behandelt.

(5) *Hafenstädte und (andere) Weltstädte*. Die Vermittlung zwischen europäischen Gesellschaften und der weiteren Welt ist immer wieder durch meeresorientierte Gemeinschaften von Fischern, Seefahrern und Kaufleuten hergestellt worden. Solche «seaboard civilizations», wie man sie genannt hat,⁸⁴ finden sich auch in der Neuzeit. Die Niederlande während der weltweiten Handelshegemonie ihres «Goldenen Zeitalters» sind eine solche amphibische Küstenzivilisation gewesen. Den imperialen Kontext eines maritimen Vorfeldes stellen vor allem Hafenstädte her. Sie sind Organisationszentren und Relaispunkte von See- und Landverkehr, Umschlagplätze von Waren, Standorte der Werftindustrie, Arenen einer multiethnischen Klassenbildung unter Seeleuten und Hafearbeitern, Einfallstore von Tropenkrankheiten, und manches andere mehr. Die Bedeutung einer solchen städtischen Extroversion wird bei einer rein kontinental angelegten Urbanisierungsgeschichte Europas leicht unterschätzt – so wie preußenzentrische Geschichten Deutschlands gelegentlich nicht nur dem katholischen Süden, sondern auch dem hanseatischen Norden sein volles Recht verweigern. Das vergleichende Studium von Hafenstädten und Hafendarbeit kann dies korrigieren.⁸⁵ Die europäische Geschichte sollte einmal gleichsam ex-zentrisch

82 Vgl. S. Constantine, «Migrants and Settlers», in: *The Oxford History of the British Empire*. Bd. 4: *The Twentieth Century*. Hg. J. M. Brown und W. R. Louis, Oxford 1999, 162–187.

83 «Introduction», in: *L'Europe retrouvée: Les migrations de la décolonisation*. Hg. J.-L. Miège und C. Dubois, Paris 1994, 9–22, hier 18 (in dieser Zahl sind auch Nicht-Europäer eingeschlossen). Vgl. auch Hoerder, *Cultures*, 499–504.

84 So in einer weltgeschichtlichen Skizze F. Fernán-

dez-Armesto, *Civilizations*, London 2000, 355–383.

85 Vgl. etwa F. W. Knight/P. K. Liss (Hg.), *Atlantic Port Cities: Economy, Culture, and Society in the Atlantic World, 1650–1850*, Knoxville/Tenn. 1991; S. Davies et al. (Hg.), *Dock Workers: International Explorations in Comparative Labour History, 1790–1970*, 2 Bde., Aldershot 2000.

von Glasgow, Liverpool, Bergen, Bremen, Porto, Marseille, Genua oder Odessa her gedacht werden. Großräumige Vernetzungen wurden eher in solchen Städten geknüpft als in den politischen Zentren. Einige der ganz großen Metropolen und Reichshauptstädte, Amsterdam und London zum Beispiel, sind zugleich Hafenstädte. Bei Paris, Berlin, Wien oder Moskau ist dies nicht der Fall. Auch sie aber waren und sind Magneten kurzfristigen Reisens und langfristiger Immigration, «melting pots» oder auch Orte, in denen Gemeinschaften von Fremden nebeneinander her leben. Jedes Imperium spiegelt sich in seinem Zentrum, nicht zuletzt in dessen Architektur.⁸⁶ Albert Speers Monumentalentwürfe für die Hauptstadt des Großgermanischen Reiches griffen nicht zufällig auf jenes klassizistische Bauvokabular zurück, in dem sich seit dem späten 18. Jahrhundert die meisten Kolonialmächte ausdrückten.

(6) *Räume des Profits*. Obwohl imperial hervorgebracht und gestaltet, ist die Weltwirtschaft an sich kein spezifisch imperialer Kontext einer nationalen Geschichte. Imperial in einem genaueren Sinne ist aber die Frage nach dem Beitrag des eigenen Kolonialreichs und eventuell auch eines mit überlegener Marktmacht und Kanonenbootpolitik abhängig gemachten «informal empire» zum wirtschaftlichen Wohlergehen der metropolitanen Gesellschaft. Makroökonomische Kosten-Nutzen-Rechnungen sind immer wieder angestellt worden, aber stets methodisch umstritten geblieben.⁸⁷ Die interessantesten neueren Beiträge behandeln nicht imperiale, sondern globale Voraussetzungen des Wachstums besonderer Volkswirtschaften.⁸⁸

(7) *Kommunikationsräume*. Imperien sind – wie quer zu ihnen liegend auch Europa selbst es ist – immer auch Räume der Kommunikation. Die Flüchtigkeit von Kommunikation kristallisiert sich dabei paradoxerweise zu den stabilsten Strukturen, die überhaupt aus Imperien entstanden sind und die sie überlebt haben. An zweierlei ist zu denken: zum einen an die Verbreitungsgebiete von «Weltsprachen», Gebiete, die zunächst mit den Herrschaftssphären von Imperien nahezu kongruent waren. Das Englische hat sich als einzige Sprache von einer imperialen Sprachtopographie gelöst, doch noch in der «francophonie» mit ihrer Erweiterung in die Kreolsprachen hinein ist eine solche Topographie klar erkennbar geblieben.⁸⁹ Ein zweiter Kontext ist der Rechtsraum, den sich Imperien in

86 Vgl. F. Driver/D. Gilbert (Hg.). *Imperial Cities: Landscape, Display and Identity*, Manchester 1999; J. Schneer, *London 1900: The Imperial Metropolis*, New Haven/London 1999; U. v.d. Heyden/J. Zeller, *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin 2000; P. Blanchard/E.Deroo/G. Manceron, *Le Paris noir*, Paris 2001

87 Vgl. etwa die ausgiebige Debatte um L. E. Davis/

R. A. Huttenback, *Mammon and the Pursuit of Empire: The Economics of British Imperialism*, Cambridge 1986.

88 Vgl. etwa J. E. Inikori, *Africans and the Industrial Revolution in England: A Study in International Trade and Economic Development*, Cambridge 2002.

89 Vgl. etwa J. Barrat et al., *Géopolitique de la Francophonie*, Paris 1997, bes. 35–57.

komplizierten Prozessen der Überlagerung und «Aushandlung» im Verhältnis zu vorgefundenem Recht schufen und der ebenfalls vielfach die Dekolonisation überlebt hat.⁹⁰ Die Rechtsentwicklung ist allerdings in besonders hohem Maße eine Einbahnstraße. Einflüsse nicht-europäischer Rechtsvorstellungen auf europäisches Recht außerhalb eines besonderen Kolonialrechts scheinen selten gewesen zu sein.

(8) *Selbstdefinition und Herrschaftssymbolik.* Entgegen ihrer eigenen Programmatik haben sich Nationalstaaten immer wieder als das Gegenteil eines Nationalstaats gefühlt: als Imperium. Der im römischen Machtstaat und in der christlich-mittelalterlichen Kaiseridee doppelt fundierte Reichsmythos hat bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine prägende Kraft bewiesen. Heinrich August Winkler hat dies für Deutschland zu einem der Leitmotive seiner Darstellung gemacht.⁹¹ Die britische politische Elite dachte seit dem 18. Jahrhundert in «römischen» Kategorien, die US-amerikanische tut es heute wieder. Wer sich als imperiales Zentrum definiert, überschreitet Grenzen und erhebt Universalitätsansprüche. Das politische und kulturelle Bewußtsein fühlt sich dann nicht an gegebene Territorialität gebunden; es entwirft sich in einen weiteren Kontext hinein. Solange in Europa die monarchische Staatsform überwog, fiel es leicht, Symbolik und Semantik des traditionellen Kaisertums auf modernere Kolonial- und Vielvölkerreiche auszuweiten.⁹² Die Kaiser in St. Petersburg, Wien, Istanbul und später auch in Berlin haben dies mit unterschiedlichem Erfolg versucht. Beide Napoleons stilisierten sich zu personalen Mittelpunkten von Reichen; Königin Victoria wurde 1876 zur Kaiserin von Indien erhöht und ließ sich fortan Queen-Empress nennen, der italienische König war seit März 1936 Kaiser von Äthiopien.⁹³ Mussolini und Hitler gefielen sich in Imperatorenposen. Unabhängig von ihrer Nützlichkeit zur Beeindruckung kolonialer Untertanen, bildet kaiserliche Herrschaftssymbolik (auch etwa in Japan nach 1868) eine aus transnationalen Kontexten geschöpfte Legitimitätsressource, die der Nationalstaat allein nicht zur Verfügung stellt.⁹⁴

(9) *Differenzkonstruktionen.* Die neuzeitlichen Nationalstaaten haben sich nicht allein von ihren innereuropäischen Nachbarn diskursiv abgegrenzt (erst durch Stereotypisierung von Nationalcharakteren, dann durch nationalistische Ideolo-

⁹⁰ Methodisch anregend: E. H. Gould, «A World Transformed? Mapping the Legal Geography of the English-Speaking Atlantic, 1660–1825», in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 3 (2003), 24–37.

⁹¹ Vgl. H. A. Winkler, *Der lange Weg nach Westen*. Bd. 1, München 2000, 5, und passim.

⁹² Dazu exemplarisch vor allem R. S. Wortman, *Scenarios of Power: Myth and Ceremony in the*

Russian Monarchy, 2 Bde., Princeton/N.J. 1995–2000.

⁹³ A. Del Boca, *Gli italiani in Africa Orientale*. Bd. 2: *La conquista dell'impero*, Mailand 1992, 709.

⁹⁴ Vgl. Näheres bei J. Osterhammel, «Symbolpolitik und imperiale Integration: Das britische Empire im 19. und 20. Jahrhundert», in: *Die Wirklichkeit der Symbole*. Hg. R. Schlögl/B. Giesen/J. Osterhammel, Konstanz 2004, 395–421.

gien), sondern von Anfang an auch von nicht-christlichen und phänotypisch «anderen» Völkern. Der Kolonialismus steht nicht am Beginn solcher Abgrenzungen, hat aber Situationen geschaffen, in denen Unterschiede herrschaftspragmatisch genutzt werden konnten («divide et impera»). Auch haben «métissage», Sklaverei und die Probleme von «poor whites» auf umkämpften Arbeitsmärkten schon in frühneuzeitlichen Kolonialgesellschaften und vor dem Aufkommen eines ideologischen Rassismus die Wahrnehmung für Hautfarbengegensätze geschärft.⁹⁵ Der moderne europäische Rassismus ist, wie schon Hannah Arendt mit Blick auf Afrika bemerkt hat, zu wesentlichen Teilen nicht aus der ideologischen Substanz von Nationalstaaten entstanden, sondern in imperialen Kontexten.⁹⁶ Er hat von dort vielfach auf den Abgrenzungswillen in den Metropolen radikalisiert zurückgewirkt.⁹⁷ Umgekehrt ist Rassismus auch vor imperialem und kolonialem Hintergrund, zuerst in der britischen Antisklavereibewegung, angegriffen und diskreditiert worden, wie überhaupt Europa Kolonialismus hervorgebracht hat, aber zugleich auch dessen schärfste Kritiker. Überdies wäre es zu einfach, Rassismus als die dominierende Rechtfertigung von kolonialer Herrschaft zu betrachten.⁹⁸

5. Schluß

Wenn, wie William H. McNeill formuliert hat, der Einfluß Europas auf die Völker anderer Kontinente «has been and remains the central fact of modern history everywhere»,⁹⁹ dann kann dieser Umstand nicht ohne Folgen für Europa selbst und für seine nationalen Elemente gewesen sein. Bis auf die Eidgenossenschaft, Schweden, die deutschen Staaten sowie Italien nach dem Niedergang Genuas und Venedigs hatte ganz Europa frühneuzeitliche koloniale Vergangenheiten. Im 19. Jahrhundert blieben die überseeischen Imperien in vielfach modifizierten Formen bestehen, auch Deutschland und Italien verschafften sich kleine Kolonialreiche; das Zarenreich intensivierte seine Expansion nach Asien hinein. Das British Empire wurde zum ersten wahren Weltreich der Geschichte. «Chaque mouvement des îles Britanniques,» schrieb 1906 der anarchistische Geograph Élisée Reclus in einem scharfsichtigen Panorama der Weltlage, «a sa répercussion dans le monde entier.»¹⁰⁰ In Europa selbst begehrten politische Eliten von Nationen oder «Nationalitäten» gegen ihre subordinierte Stellung in den Imperien der

95 Ein breites Spektrum von Fällen entwickeln B. Grunberg/M. Lakroum (Hg.), *Histoire des métisages hors d'Europe: Nouveaux mondes? Nouveaux peuples?*, Paris 1999.

96 H. Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München/Zürich 1986, 308: «Die Rassen-gesellschaft [...] war die Antwort auf politische Erfahrungen, denen gegenüber die Traditionen nationalstaatlichen Denkens ganz und gar zu versagen schienen.»

97 So etwa in Mussolinis neo-römischer Imperium: vgl. V. de Grazia, «Die Radikalisierung der Bevölkerungspolitik im faschistischen Italien: Mussolinis «Rassenstaat», in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), 219–254, hier 246.

98 Dies zeigt am indischen Beispiel T. R. Metcalf, *Ideologies of the Raj*, Cambridge 1994.

99 McNeill, *The Shape*, 15.

100 É. Reclus, *L'homme et la terre: Histoire contemporaine*. Bd. 1, Paris 1990, 275.

Romanovs, Habsburger, Osmanen und der Queen Victoria auf. Sogar Norwegen war bis 1905 kein international anerkannter Staat, obwohl es seit 1814 weithin selbständig war und nur bedingt als schwedisches Protektorat gesehen werden darf. Das ganze «kurze» 20. Jahrhundert wurde von imperialen Ambitionen, Anläufen und deren Scheitern durchzogen, beginnend mit dem fehlgeschlagenen griechischen Versuch, zwischen 1919 und 1922 auf türkische Kosten die «Große Idee» eines hellenischen Reiches zu verwirklichen. Die Interventionen der Sowjetunion in Osteuropa und schließlich in Afghanistan folgten klassischen Mustern imperialer Herrschaftssicherung. Erst seit 1991 ist Europa ein post-imperialer Kontinent.¹⁰¹

Welche Folgen dies für die Möglichkeiten hat, europäische Geschichte zu schreiben, bleibt zu diskutieren. Die verschiedenen Modelle, die eine solche Geschichtsschreibung zugrunde legen kann, kommen der Idee permeabler Außen Grenzen in unterschiedlichem Maße entgegen. Auch sind nicht alle der hier skizzierten imperialen Kontexte für jeden nationalen Fall gleich relevant; weitere solcher Kontexte, besonders im Bereich kulturellen Transfers und Lernens, sind denkbar. Es gibt Alternativen zu einer europäischen Geschichte als Geschichte abendländischer Wertemobilisierung und abgrenzender Identitätsvergewisserung.

101 Von allen Makrointerpretationen kommt dieser
Einsicht am nächsten: D. R. Brower, *The World in*

the Twentieth Century: From Empires to Nations,
Upper Saddle River/N.J. 41999.

The European Model and Imperial Contexts

This article presents a typology of contemporary understandings for a history of Europe. It distinguishes between seven different basic models: two models for the analysis of tendencies towards homogenization; two models, which focus on cultural realms, choose as its beginning point center-periphery arguments for understanding inner-European differences; the institutional integration model, the communications model, and the «essence» model. The development of the imperial dimension can, at the same time, help avoid the danger inherent in isolationist and identity-bound tendencies in European historiography. This contribution makes it possible to thematicize a number of phenomena that bind the history of individual European nations with the history of empires and with other continents, reaching from national frontiers, inter-empire conflicts and the militarization of peripheries, to migrations, port cities, hegemonic symbolism, and self-demarcation strategies towards outsiders. In this sense, imperial understandings include central aspects of Modern European History.

ABSTRACTS

Modèles d'Europe et contextes impériaux

L'article propose une classification des approches actuelles pour une histoire européenne. Il distingue sept modèles: deux qui insistent sur les tendances unitaires, deux qui insistent sur les différences inter-européennes à partir des structures spatiales, un modèle d'intégration institutionnelle, un modèle d'unité communicative, et finalement une approche essentialiste. La mise en relief de la dimension impériale peut éviter les risques inhérents aux tendances isolationnistes et identitaires dans l'historiographie de l'Europe. Cette approche permet d'analyser une vaste gamme de phénomènes reliant l'histoire européenne aux réalités des Empires et des autres continents. Ses facettes vont de la construction des «frontiers» aux conflits inter-impériaux, des migrations aux grandes villes portuaires. Ainsi, la dimension impériale permet de déchiffrer des aspects essentiels de l'histoire de l'Europe moderne et contemporaine.

Prof. Dr. Jürgen Osterhammel
Universität Konstanz
Fachbereich Geschichte und Soziologie
Fach D8
78457 Konstanz
E-mail: juergen.osterhammel@uni-konstanz.de